

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 43 (1963-1964)
Heft: 6

Artikel: Umrührer de Gaulle
Autor: Ingrim, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161497>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Umrührer de Gaulle

ROBERT INGRIM

Geschichte, sagte Napoleon Bonaparte, ist die Fabel, auf die man sich einigt. Geschichtslegenden zu zerstören ist ein gewagtes Unterfangen, weil viele von ihnen nützlich, manche sogar lebenswichtig sind. Wer von Charles de Gaulle spricht, kann die Legende, die sich um ihn rankt, nicht beiseite lassen. Um nochmals den Kaiser anzuführen: Gleich ihm könnte er sagen, er habe schon genug Lärm gemacht in der Welt. Aber das wurde auf St. Helena gesprochen, und der Präsident steht noch nicht unter dem Zwang, weiteren Taten zu entsagen. Zum Glück.

Die Legende darf nicht vernachlässigt werden, soweit sie nötig ist, den heutigen de Gaulle zu deuten und einzuordnen. Auf die knappste Form gebracht, beschreibt sie ihn als den Retter Frankreichs, der nach der Niederlage von 1940 die Trikolore an den Mast genagelt und dafür gesorgt habe, daß sein Land aus dem Krieg nicht ausscheide. So habe er ausschlaggebend an der Befreiung Frankreichs mitgewirkt, mindestens aber erreicht, daß es nach Hitlers Sturz am Tisch der Sieger gesessen sei.

Die Rolle, die de Gaulle im Krieg spielte, soll nicht abgewertet werden. Sie ist aber nicht zu verstehen, wenn man sie vom anderen Geschehen absondert und allein betrachtet. Die Vorstellung, die führenden Männer Frankreichs seien eine Horde feiger und verräterischer Kapitulanten gewesen, von der sich einige lichte Helden abgeschieden hätten, ist nicht nur eine Herabsetzung einer großen Nation, sondern auch eine Geschichtsfälschung. Wahr ist, daß Frankreich in der Zeit seiner ärgsten Not einen erstaunlichen Vorrat leidenschaftlicher und höchst befähigter Patrioten aufzuweisen hatte, wie sie in solcher Zahl und von solcher Begabung kaum in einem anderen Volk zu finden wären.

Sie alle wirkten daran mit, Hitlers Sieg in eine Niederlage zu verwandeln, aber ehe man davon redet, muß man einen Blick auf die Vorgeschichte jenes Sieges werfen. Sie war dadurch gekennzeichnet, daß sich die Sieger des Ersten Weltkriegs nicht dazu aufrafften, mit Hitlers Rüstung Schritt zu halten. So rächte sich der durch den Frieden von Versailles verübte Unfug der einseitigen Entwaffnung der Besiegten. Ihnen fehlt der Lorbeer, auf dem die Sieger ausruhen zu dürfen glauben. Deren Weigerung, in den von Hitler unternommenen Rüstungswettlauf einzutreten, wurde noch dadurch verschlimmert, daß sie sich auf die kollektive Friedenssicherung verließen: die Briten auf den handlungsunfähigen Völkerbund, die Franzosen auf Bündnisse mit osteuropäischen Staaten, die nicht gewachsen, sondern geleimt waren. Und zu all dem kam noch die gut-

gemeinte Verirrung der Briten, daß Europa nur zur Ruhe kommen könne, wenn Gegengewichte wider das angebliche Vorherrschaftsstreben Frankreichs entstünden. Es war einiges dran an Winston Churchills nachträglichem Spott, daß die Sieger des Ersten Weltkrieges einander abgerüstet hätten.

Einer der wenigen, die die Notwendigkeit des Wettrüstens gegen Hitler erkannten, war der französische Oberst de Gaulle. Zwar sah er nicht die Kriegskunst eines Guderian voraus, aber er ahnte die Bedeutung der motorisierten Beweglichkeit schwerer Fahrzeuge. Mit seinen Denkschriften an Generäle und Politiker scheiterte er hauptsächlich deshalb, weil er innert der allgemeinen Wehrpflicht eine traditionswidrige Berufarmee aufstellen wollte.

Aber abgesehen von all dem hatte Frankreich zwischen den Kriegen keine einzige Regierung und vor allem keine einzige Parlamentsmehrheit, die bereit gewesen wären, die militärischen Voraussetzungen einer Großmachtpolitik zu erfüllen — wobei ich mit Generaloberst Lothar Rendulic als Großmacht nur diejenige bezeichne, die es allein mit jedem einzelnen Gegner aufnehmen kann. Ferner waren die Leiter der französischen Politik in fester Übereinstimmung mit der Nation eisern entschlossen, nicht noch einmal die Hauptlast der Auseinandersetzung mit Deutschland zu tragen. Den Briten war das Dritte Reich als Wiederkehr eines langentbehrten Bestandteils des festländischen Gleichgewichts willkommen. Sie schenkten Hitler Vertrauen und nahmen das darin enthaltene Risiko auf sich, weil sie auf die französische Armee bauten. Frankreich teilte dieses Vertrauen nicht und lehnte sich gegen die Zumutung auf, seine Armee als Rückversicherung britischer Gleichgewichtsspiele gelten zu lassen.

Da die Mahnung an die Briten, sich gegen die Folgen eines etwaigen Scheiterns ihrer hitlerfreundlichen Politik aus eigener Kraft zu sichern, auf taube Ohren stieß, beschlossen die Franzosen, sich im Fall eines deutschen Angriffs auf die Verteidigung zu beschränken — bis zum vollkräftigen Eingreifen Englands. General Gamelin überschätzte zudem bei weitem die Schwierigkeiten der Deutschen im Osten. Er sagte, der Polenkrieg werde ihm die Zeit schenken, die bis zur Kampfbereitschaft Britanniens verstreichen müsse. Natürlich begriff er die Lehren des polnischen Feldzugs, aber das erschütterte nicht seine Überzeugung, daß französisches Blut nicht verströmen dürfe, um von den Briten die Folgen einer gescheiterten Politik abzuwenden.

Damit sei nicht gesagt, daß die französische Politik der britischen überlegen gewesen sei. Sie war sogar noch unlogischer, denn wer die Deutschen in der Pariarolle festhalten wollte, mußte alles tun, um ihnen militärisch gewachsen zu sein. Die Briten erkannten wenigstens die Berechtigung einiger natürlicher Wünsche der ungerecht behandelten Deutschen, und ihr Irrtum bestand «nur» darin, daß sie die krankhafte Natur Hitlers nicht begriffen. Die für Frankreich schmerzlichste Folge dieses Irrtums war das hinter seinem Rücken abgeschlossene Londoner Flottenabkommen vom 18. Juni 1935, das Hitlers Rüstung

von den Versailler Fesseln befreite und vor allem auch das Übergewicht der französischen Flotte über die deutsche bedrohte.

Dennoch war es diese Flotte, die Frankreich vor dem Ärgsten bewahrte und die Voraussetzung für die große Wende schuf. Von allen militärischen Einrichtungen Frankreichs war sie die einzige, die in Ordnung war. «Dank der bemerkenswerten Begabung und langen Verwaltung Admiral François Darlans», so schreibt Churchill in seinem Kriegsbuch, «war sie auf die höchste Stärke gebracht worden und auf einen Grad von Leistungsfähigkeit, den sie seit den Tagen der Monarchie nie erreicht hatte.» Das Vorhandensein dieser machtvollen Flotte veranlaßte Hitler, den zu Land geschlagenen Franzosen keine bedingungslose Unterwerfung aufzuzwingen, sondern ihnen einen Waffenstillstand zu bewilligen, der sorgfältig darauf angelegt war, die französischen Schiffe zu neutralisieren, ihr Zusammenwirken mit den Briten zu verhüten. Hitler konnte sich nicht darüber täuschen, daß Marschall Philippe Pétain und seine Getreuen den Waffenstillstand, dem Wortsinn gemäß, als eine Atempause ansahen, aber wegen der Flotte mußte er darauf eingehen.

Er verpflichtete sich, sie weder während des Krieges für eigene Zwecke zu verwenden, noch bei Abschluß des Friedens Forderungen nach ihr zu stellen. Aus Angst, die Briten könnten sich französischer Besitzungen bemächtigen, stimmte er sogar zu, daß sich die Flotte im allgemeinen in der nichtbesetzten Zone und in Nordafrika versammle.

Pétain behielt so ein bedeutendes Maß von Manövrierfähigkeit zwischen England und Deutschland, weil Schiffe nicht nur kämpfen, sondern auch leicht die Front wechseln und sich fremdem Zugriff durch Versenkung entziehen können. Von diesem Werkzeug machte Vichy großartigen Gebrauch. Göring und Guderian haben Hitler als ärgstes Versäumnis angekreidet, daß er nach der Niederwerfung Frankreichs nicht sogleich nach Nordwestafrika ging, um das Mittelmeer zu sperren und die Seewege im Südatlantik zu stören. Bei dieser Unterlassung muß aber die Angst vor den Möglichkeiten der französischen Flotte erheblich mitgewirkt haben. Sie erlaubte dem Marschall, Gelüste der Briten nach französischen Kolonien im Keim zu ersticken, sie zur Duldung französischer Überseezufuhren zu zwingen, Nordwestafrika vor deutschem Zugriff zu bewahren und so die Landung General Eisenhowers zu ermöglichen, nach der das überseeische Frankreich mit seiner geheimen Billigung wieder in den Krieg eintrat. Nun waren ja die Briten endlich gekommen und vor allem die Amerikaner.

Sie beide wären nicht dabei gewesen, wenn die Regierung, wie de Gaulle verlangt hatte, statt den Waffenstillstand abzuschließen, nach Afrika gegangen wäre, um den Krieg, den Frankreich noch gar nicht wirklich geführt hatte, «fortzusetzen». Die Deutschen wären blitzschnell nachgekommen. Im Rückblick erscheint alles, was Pétain mit Darlan, Weygand, Giraud, Dentz, Boisson, Robert, Noguès und anderen Getreuen dem deutschen Führer zufügte, wie

eine großartige Wiederaufführung des mittelalterlichen Spiels vom betrogenen Teufel, und gelingen konnte es nur dank der Geschicklichkeit Pierre Lavals, des bedeutendsten Außenpolitikers der Dritten Republik, dem es sogar eine Zeitlang glückte, bei den Nationalsozialisten als ein Freund des Dritten Reichs zu gelten.

Es kommt in der Geschichte gelegentlich zu Rollenteilungen, die nicht verabredet sind. So geschah es zwischen de Gaulle und Pétain. Im Jahre 1946, als der mehr als 90jährige Sieger von Verdun in einem Inselgefängnis verdarb, erzählte mir seine Frau, er dulde kein häßliches Wort über de Gaulle, dem er nach dessen Einzug in Paris durch Vizeadmiral Pierre Auphan nahegelegt hatte, sich zu jener Rollenteilung zu bekennen und dadurch alle Nichtkommunisten zu einigen.

Das hätte freilich die Legende entwurzelt. Heute haben wir Grund, uns zu freuen, daß sie stark geblieben ist, weil ohne sie de Gaulle nicht in der Lage gewesen wäre, die großen Leistungen zu vollbringen, die wir seit seiner Rückkehr an die Macht zu bewundern Gelegenheit gehabt haben.

Nur ein Nationalheld konnte Frankreich vom algerischen Krieg befreien, ohne es schweren Krämpfen auszuliefern. Das Eindrucksvollste war dabei de Gaulles unerschütterliche, seine Gegner zermürbende Bedächtigkeit. Man erkennt aber den wahren Staatsmann daran, daß er auch in höherem Alter so handelt, als ob sein Vorrat an Jahren unerschöpflich wäre. De Gaulle mußte die eigene Armee einer Entwöhnungskur unterziehen, weil nicht alle Generäle und Obersten verstanden, daß die Heeresreform, für die er dadurch Raum schaffte, Frankreichs Rang weit mehr erhöhen könne als der Versuch, ein Irrlicht zu fangen. Das Bemühen des Generals, in seinen Soldaten die Sehnsucht nach nationaler Größe wiederzuerwecken, stößt im Ausland, zumal bei den durch Leid ernüchterten Deutschen, auf Unverständnis. Der Stolz aufs eigene Vaterland hat aber in Frankreich festere Wurzeln, weil seine Geschichte viel glücklicher war als die des östlichen Nachbarn.

Neben der Befreiung Frankreichs vom algerischen Krieg und der Anbahnung der Armee reform war de Gaulles dritte Leistung die Umstülpung der französischen Verfassung. Von allen modernen Demokratien war Frankreich diejenige, der am wenigsten gelungen war, die der nationalen Art am besten angepaßte Form dieser unhandlichen Einrichtung zu entwickeln. Im Krieg hatte einmal Franklin Roosevelt zu de Gaulle gesagt, sogar ihm sei es oft unmöglich gewesen, den Namen des jeweiligen französischen Regierungschefs zu wissen. Man hatte sich ja kaum des Eindrucks erwehren können, daß Frankreich vor jeder außenpolitischen Krise in eine Regierungskrise flüchte, um nicht dabei zu sein.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Gaullisten in der Vierten Republik alles taten, um eine Gesundung des Verfassungslebens zu vereiteln, so daß das erlösende Eingreifen ihres Meisters an den Mann erinnerte, der ein Kind ins

Wasser warf, um dann die Rettungsmedaille zu verdienen. Aber die Aussichten auf eine Verfassungsreform wären auch sonst trüb geblieben, weil die Parlamentarier auf ihre Allmacht versessen waren. Es bedurfte wirklich de Gaulles, um mit dem lähmenden Parlamentarismus aufzuräumen, und höchst bemerkenswert ist dabei, daß der General die Meinung widerlegt hat, der autoritäre Staat müsse einen dirigistischen Schweif haben. Die Präsidentschaftsdiktatur befreite die Wirtschaft, entfesselte ihre Kräfte.

Nur der Nationalheld konnte die von Robert Schuman und Jean Monnet angebahnte Versöhnung der zwei großen Rheinvölker zur Sache der Nation machen. Was ihm dabei hilft, ist, daß er seit jeher mit der Geschichte, in der Geschichte lebt. Ungemein bezeichnend: Anders als die deutschen Politiker verschmäht er Kunstwörter wie «Mitteldeutschland» und weist auf die widernatürliche Tatsache, daß die alten Königreiche Preußen und Sachsen in russischer Gewalt seien.

Durch seine Verbeugung vor der Größe des deutschen Volkes räumte er auf mit dem Mißgriff der Sieger, den Deutschen ihre gesamte Geschichte zu verleiden, statt sie über die schlechte Vergangenheit hinweg auf die gute Vorvergangenheit zurückzulenken. «Die Soldaten von heute wie von ehemals», so hatte er 1932 in ‚Le fil de l'épée‘ geschrieben, «brauchen einen Kult, der sie vereint, erwärmt und emporhebt.» Und so wischte er genau 30 Jahre später das häßliche Märchen vom preußischen Militarismus vom Tisch, als er in der deutschen Kriegsakademie in Blankenese sagte: «Im nationalen oder internationalen Bereich haben weder Franzosen noch Deutsche je Großes geleistet, ohne daß bei diesen oder jenen la chose militaire in hervorragendem Maße beteiligt gewesen wäre.»

So kommen wir zur meist umstrittenen Haltung des an die Macht zurückgekehrten de Gaulle. Man muß mit seinen umfangreichen Erinnerungsbüchern vertraut sein, um zu verstehen, was sich da ereignet hat. Während des Krieges haderten Churchill und Roosevelt fast ununterbrochen mit ihm, und es kam zu wilden Zerwürfnissen. Bekannt ist des Briten Stoßseufzer, sein schwerstes Kreuz sei das lothringische, und der General erwähnt selbst den boshaften Ausspruch des glänzenden amerikanischen Diplomaten Robert Murphy, der mit Pétains Leuten den Wiedereintritt Frankreichs in den Krieg vorbereitete, man werde dann den von Vichy zum Tod verurteilten de Gaulle begnadigen.

Da sich nach dem Zusammenbruch Frankreichs in Britannien viel Neigung für einen Ausgleich mit Hitler zeigte, war es für Churchill von unschätzbarem Wert, daß ein namhafter und redengewaltiger Franzose das Ausscheiden Frankreichs aus dem Krieg verdammt. Seinen Anspruch, Frankreich zu sein, konnten aber Churchill und Roosevelt nicht anerkennen, weil Vichy die Flotte hatte und weil sie wußten, daß in allen überseeischen Besitzungen Frankreichs das Wort des Marschalls gelte.

De Gaulle spielte aber seine schwachen Karten mit großem Geschick. Er

wußte, daß die Briten und Amerikaner, Gefangene ihrer eigenen pétainfeindlichen Propaganda, ihn nicht fallen lassen konnten. Behandelten sie ihn schlecht, so saß er schmollend in seinem Zelt, bis sie zu Kreuz krochen. Er gab sich als Führer einer Großmacht, bis sie sich bequemten, ihn als solchen zu nehmen. Er ertrotzte die Erfüllung seiner Forderungen, und man halte dieses Wort fest, weil es der Schlüssel zum Verständnis der Gegenwart ist.

Dabei ist sorgsam zu beachten, daß es de Gaulle nicht nur darauf ankam, Vichy auszustechen, seine eigene Machtergreifung zu sichern und Frankreich, das geschlagene, in den Kreis der Sieger zu bringen. Je deutlicher wurde, daß das Schicksal Hitlers besiegelt sei, desto mehr beschäftigte er sich mit der nachher fälligen Neuordnung Europas. Und da gibt es in seinen Erinnerungen Hinweise, die heute höchst aufschlußreich sind. Im 2. Band, genannt «L'unité», findet man auf Seite 224 einen Bericht über ein Gespräch mit Churchill am 4. Juni 1944. De Gaulle verwahrt sich gegen die Absicht, Frankreich vorerst unter eine Militärregierung des amerikanischen Oberbefehlshabers zu stellen. Churchill wird heftig:

«Wir werden nun Europa befreien, aber weil die Amerikaner mit uns sind, um es zu tun. Und nehmen Sie zur Kenntnis: So oft wir auch genötigt sein werden, zwischen Europa und der großen Weite zu wählen, werden wir für diese sein. So oft ich zwischen Ihnen und Roosevelt wählen muß, werde ich immer Roosevelt wählen.»

Ist das nicht der Ursprung des jetzigen Mißfallens de Gaulles an der Haltung derjenigen, die er unwirsch «die Angelsachsen» nennt?

Bald darauf, am 30. Juni, empfing ihn Papst Pius XII. (S. 232—234). Dieser denkt mit besonderer Sorge an Deutschland:

«Armes Volk, sagt er wiederholt. Wie wird es zu leiden haben... Er glaubt, daß die Christenheit den grausamsten Bedrückungen entgegengeht, und daß man die Gefahr nur durch einen engen Bund der vom Katholizismus beseelten Staaten eindämmen kann: Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Spaniens, Belgiens, Portugals.»

De Gaulle macht dazu keine Bemerkung. Am 6. Juli ist er bei Roosevelt (S. 237—239).

«Sein Plan hat großen Wurf und erscheint mir beunruhigend für Europa und für Frankreich. Den Isolationismus hält er für einen großen, überwundenen Irrtum. Aber, von einem Extrem ins andere fallend, will er durch internationales Gesetz eine ständige Ordnung der Einmischung errichten. Er stellt sich vor, daß ein Viererdirektorium, bestehend aus Amerika, der Sowjetunion, China und Großbritannien, die Fragen des Weltalls regeln wird. Ein Parlament der Vereinten Nationen soll dieser Macht der ‚vier Großen‘ einen demokratischen Anstrich leihen...

Die Europa eigentümlichen Fragen, wie besonders das Schicksal Deutschlands, der Weichsel-, Donau- und Balkanstaaten wie Italiens hält er für Nebendinge...

Ich antworte ihm, daß sein Plan das Abendland gefährdet. Wird er, indem er Westeuropa für ein Problem zweiten Ranges hält, nicht die Sache, der er zu dienen meint, schwächen: die Sache der Zivilisation? Um den Beitritt der Sowjets zu erlangen, wird man ihnen nicht zum Schaden der Polen, der Balten, der Donau- und der Balkanvölker Vorteile zuschanzen müssen, die das allgemeine Gleichgewicht bedrohen? Und welche Sicherheit hat man, daß

China... bleibt, was es ist? ... Westeuropa, trotz seiner Zerrissenheit, ist wesentlich fürs Abendland.»

De Gaulle hätte ebensogut einem Felsblock predigen können, und die Bitterkeit, die ihm darob ins Herz fiel, ist gewiß heute noch in seinem Blut nachweisbar.

Es bedurfte nicht dieser Erlebnisse in London und Washington, um de Gaulle zur Ansicht Friedrichs II. von Preußen zu bekehren, daß Diplomatie ohne Armeen ein Orchester ohne Instrumente ist. Schon 1932 hatte er im «*Fil de l'épée*» geschrieben: «Kein Staatsmann hat sich mit Ruhm bedeckt, ohne den Glanz der Landesverteidigung zu vergolden.»

Und nun dürften wir alle Bausteine seiner jetzigen Politik beisammen haben. Sein Ehrgeiz, das Staatsmännische und das Feldherrliche in seiner Person zu vereinen, schließt die Vermutung aus, daß er im Bann einer Wirtschaftsdoktrin steht, wenn er Großbritannien in den Gemeinsamen Markt (EWG) nur als einen Gleichen unter Gleichen einlassen will. Harold Macmillans Wunsch, die Briten mittels der EWG aus dem Faulbett des Wohlfahrtsstaates zu werfen, diente ihm nur als Hebel der immer unentbehrlichen Dramatisierung großer Politik.

Nach seinem Paukenschlag vom 14. Januar 1963 verbreitete die britische Propaganda, immer die geschickteste der Welt, das Märchen, was ihm vorschwebte, sei ein von Paris beherrschtes Europa vom Ärmelkanal bis zum Ural. Daß das auch deutsche Blätter nachbeteten, war schwärzester Undank, denn die Formel entstammte einer meisterhaften Ablehnung des im Kreml ausgeheckten Rapackiplans. Am 25. März 1959 hatte de Gaulle gesprochen:

«Das ‚Disengagement‘ sagt uns nichts. Wenn sich die Entwaffnung nicht auf eine Zone bezöge, die an den Ural ebensonah heranreichte wie an den Atlantischen Ozean, wodurch wäre Frankreich gedeckt? Was stünde im Kriegsfall dem etwaigen Angreifer im Wege, der im Sprung oder Flug das unverteidigte deutsche Vorfeld durchquerte?»

Ein weiteres Märchen, sogar von Schweizer Zeitungen übernommen, war die Behauptung, de Gaulle wolle aus Europa eine Dritte Kraft, wenn möglich eine neutralistische machen. «Selbstverständlich», hieß es in der Januarrede, «bleibt die amerikanische Atomrüstung die mächtigste von allen und nach wie vor die entscheidende Verbürgung des Weltfriedens.»

Das Eigenartige an den meist von britischer Propaganda geprägten Anklagen wider de Gaulle ist, daß sie am besten durch britische Worte zu widerlegen sind. Am 14. März 1963 sagte Außenminister Lord Home im Oberhaus:

«Wir in der britischen Regierung hoffen selbstverständlich, daß die Vereinigten Staaten uns stets mit ihren Kernwaffen decken werden. Das bleibt aber eine Annahme, und eine Regierung darf hinsichtlich der Sicherheit des Staates kein Risiko eingehen.

Die Abschaffung unserer Abschreckungswaffen würde bedeuten, daß wir ganz aus dem Geschäft heraus wären. Das könnte nicht rückgängig gemacht werden. Mein Hauptargument ist, daß niemand voraussagen kann, von welcher Art die Rüstungen in 10 bis 20 Jahren sein werden.»

Noch deutlicher hatte Luftfahrtminister Julian Amery, Macmillans Schwiegersohn, ein paar Tage vorher im Unterhaus erklärt, niemand könne wissen, wie die Außenpolitik Amerikas in 10 Jahren beschaffen sein werde. Darum brauche Britannien eigene Kernwaffen.

Fügen wir gleich ein drittes Zitat hinzu. Kaum hatten sich die Amerikaner, die Sowjets und die Briten in Moskau — zum zweitenmal seit 1958! — auf einen Verzicht auf überirdische Kernwaffenproben geeinigt, als Premierminister Macmillan vor den kentischen Konservativen in Chilham Castle prahlte:

«Wir waren führend in dieser hochbedeutsamen Sache... vermöge des Rechts und des Ansehens unserer eigenen Atomkraft.»

Zu diesen Stimmen ist zu sagen, daß es, vom Festland gesehen, nicht nur die Ungewißheit über die Politik Amerikas in ein bis zwei Jahrzehnten gibt, sondern auch starken Zweifel an der Politik Britanniens in ein bis zwei Jahren. Hat doch Harold Wilson, der Führer der Arbeiterpartei, bereits unmißverständlich klargemacht, daß er Moskau unvergleichlich nähersteht als Bonn und Paris. Nimmt man seine Äußerungen ernst, so muß man sogar damit rechnen, daß er als Regierungschef eine Bündnisumkehr, also eine Zerstörung der Nato anstreben würde. Ferner ist zu beachten, daß bei der Moskauer Zusammenkunft, wie im Schlußbericht zu lesen war, in Abwesenheit aller Festlandmächte auch über anderes als über Kernwaffenversuche, vor allem über den von Chruschtschew ersehnten Nichtangriffspakt zwischen der Nato und dem fiktiven Warschauer Bund verhandelt wurde, so daß Britannien auch an diesen Gesprächen nur «vermöge des Rechts und des Ansehens eigener Atomkraft» beteiligt war.

Aus all dem ergibt sich, daß de Gaulle auf die Bemühung, die Gleichstellung seines Landes mit Britannien in Washington zu ertrotzen, nur verzichten könnte, wenn er zu Gunsten der Briten das «Quod licet Jovi, non licet bovi» anerkennt. So selbstverständlich das den Briten erscheinen würde, die sich reinen Herzens für das auserwählte Volk halten, so wenig würde es zu de Gaulle passen. Hat er doch schon lang erkannt, daß dem «geschlossenen Atomklub» die Neigung innewohnt, sich als Weltdirektorium zu spreizen. Eine mit dem Öl britischer Friedelei (appeasement) gesalbte Pax americana-sovietica kann nicht nach seinem Geschmack sein, und da sein Sinn für militärische Dinge und für Machtpolitik überhaupt seit jeher gut entwickelt ist, wüßte er auch ohne Macmillans Offenherzigkeit, welcher Schlüssel die Tür jenes Klubs aufsperrt.

Man kann die Voraussage wagen, daß de Gaulle, was er anstrebt, ertrotzen wird, wie er es im Kriege getan hat, kraft seiner staatsmännischen Begabung, aber vor allem, weil er, weit mehr als damals, die Logik für sich hat. Es ist wirklich nicht einzusehen, warum für Frankreich das sinnlos wäre, wozu die Amerikaner den Briten verholpen haben. Man hört viel von der Engräumigkeit,

die Frankreich unfähig mache, sich in einen Atomkrieg einzulassen. Frankreich ist aber etwa doppelt so groß wie die britischen Inseln und fünfmal so groß wie Kuba, dessen Ausstattung mit Kernwaffen als lebensgefährlich für die Vereinigten Staaten bezeichnet wurde.

Der in Kennedys Reden immer wiederkehrende Satz, daß jede Ausbreitung des Kernwaffenbesitzes den Frieden bedrohen würde, gehört zu den bedenklichen Argumenten, die auf den ersten Blick so überzeugend wirken, daß man sie gar nicht auf die Waage legt. Gesetzt den Fall, dieses Kriegsmittel wäre nicht erfunden worden: Hielte man den Frieden für gesichert, wenn nur Amerika und die Sowjetunion über Bombenflugzeuge und deren Abwehr verfügten? Der kleinere Staat wird gerade wegen des Nachteils seiner Engräumigkeit am wenigsten verlockt sein, die Kernwaffen als Angriffszeug zu verwenden, und es mag sich leicht erweisen, daß sie das ideale Kriegsmittel des Schwächeren sind, der damit doch zurückhauen kann, und das ungeeignetste des Stärkeren, der nichts davon hat, wenn er eine Aschenwüste erobert.

Kennedys Wunsch nach stärkeren herkömmlichen Streitkräften der europäischen Bundesgenossen wird unerfüllt bleiben, wenn er nicht als Belohnung die Ausstattung mit Kernwaffen, wenigstens mit taktischen, in Aussicht stellt. Die Leute, die das Verhältnis de Gaulle-Kennedy wie einen Boxkampf werten, sind in Gefahr, enttäuscht zu werden. Schon nennt der Amerikaner Frankreich die vierte Atommacht, und in seiner Paulskirchenrede zu Frankfurt sagte er, sein Land baue auf ein einiges und starkes Europa, das «mit einer Stimme» spreche, auf eine Weltmacht, die Weltprobleme als vollwertiger und gleichberechtigter Partner der Vereinigten Staaten anpacken könne. So übernahm Kennedy haargenau den Gedanken, den man de Gaulle als Größenwahn ankreidet — und wer außer ihm könnte bis auf weiteres die eine Stimme Europas sein?

Zur Problematik der Konjunkturpolitik in der Schweiz

OTTO FISCHER

Krisenbekämpfung

Die Generationen, die die Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre miterlebt haben, betrachten die nun seit bald zwei Jahrzehnten fast ungebrochen andauernde Hochkonjunktur der Nachkriegszeit immer noch mit etwas Miß-